

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 90.

Samstag, 11. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er bot Zigaretten. Sie rauchten stumm, von Zeit zu Zeit einander anlachend, ohne recht zu wissen, warum. Er wagte nicht zu sprechen, aus Furcht, den Zauber dieses Schweigens und alles dessen, was es barg, zu brechen. Es war keine Verlegenheit zwischen ihnen — das empfand er mit wachsender Befriedigung —, sie saßen hier wie zwei alte Kameraden, die keiner Worte zur Verständigung brauchten.

Aber auf die Dauer war es sehr schwer, in das Schimmern dieser Augen zu blicken. Es hielt ihn nicht in dieser erzwungenen Ruhe. Die Arme rühren! Über Wiesen laufen! Ein Lied in die blaue Himmelswölbung singen! Alle Kreatur zu Zeugen für sein Glück anrufen. Er nahm die Bootskeule, warf sie um einen Weidenstumpf und war plötzlich auf dem Lande.

Als sie nachklettern wollte, nahm er sie übermütig in seine Arme und trug sie wie ein Kind hinauf.

Sie hielt die Augen geschlossen. „Bin ich sehr schwer?“, hauchte sie, als machte das Sprechen eine große Anstrengung.

Dollingen hielt sie einen Augenblick, ehe er sie niederließ. „Leicht wie eine Wolke am Sommerhimmel... und schwer wie eine Welt von Liebe...“

Sie blinzelte unter den dichten Wimpern zu ihm empor. Als sie sich aufrichtete, war es ihm einen Augenblick, als näherte sich ihr erglühendes Gesicht dem seinen. Aber nun war sie schon wieder weltentweit von ihm entfernt, und nur ein zitterndes Lachen der Verlegenheit verband sie miteinander.

Sie blickte zu ihm auf, um einen Schatten blasser. Als er noch immer mit zuckenden Lippen schwieg, begann sie von der Schönheit der Mark zu sprechen.

Er atmete auf: es wäre also doch nicht die rechte Stunde gewesen, und es war gut, daß sie seine letzten Worte nicht gehört hatte. „Ja, sie hat die stillste Schönheit.“ Während er das, fast ohne seinen Willen, sprach, dachte er, was wohl daheim Malwine sagen würde, wenn er zu ihr von seiner Liebe erzählen würde. Er wußte nur zu genau: die Falten auf ihrer Stirn — o, sie hatte viel zuviel davon für ihre Jahre! — würden sich vertiefen und sie würde fragen, ob es denn seiner Liebsten so gehen sollte wie ihr, ob ihr Geschick jahrelanges, zermürbendes Warten sein sollte, bis Jugend und alles, was lebenswert war, zerrieben und zerstört war?

Sie sprach fast allein, die Augen auf das Schiffsland ringsum gerichtet. Plötzlich erhob sie sich, ehe er helfen konnte, mit einer elastischen Bewegung ihres federnden Körpers. „Der Boden ist feucht und kühl“, sagte sie lachend. „Wir werden draußen einen Grog trinken müssen. Was für ein Sommer!“

Langsam ruderten sie zurück.

Dollingen war froh, daß die Einsamkeit hinter ihnen lag — diese Einsamkeit, die zu Geständnissen verführte — und daß das dumme, gleichgültige Gelächter aus den anderen Booten sie umspielte. Als er sie einmal anblickte, die nun auch stumm dasaß, eifrig am Steuer hantierend, suchte er zusammen: ein zärtlicher Frauenblick hatte ihn gestreift, ein wissendes, sonderbares Lächeln war auf ihren roten Lippen aufgeblüht.

Aber nun mahnte sie schon wieder mit strenger Miene zur Eile. Die Stunde, die sie bezahlt hätten, sei gleich zu Ende. Es war doch wohl ein Irrtum gewesen...

Die Ruder schlugen tief ins Wasser, das hoch aufsprühend einen feinen Sprühregen über Johanna Reichert ergoß. Sie schüttelte die Tropfen ab, ohne die Hände vom Steuer zu nehmen.

Die Rückfahrt in der überfüllten Untergrundbahn war stumm, inmitten lärmender, lauter Menschen. Auf dem Bahnhof Potsdamer Platz wollten sie sich trennen.

Und hier geschah etwas Unerwartetes. Johanna blickte in sein ernstes Gesicht, über sah seine hingehaltene Hand und lachte ein dunkles, zärtliches Lachen. „Du bist ein lieber, dummer Kerl“, sagte sie so leise, daß nur er es verstand. Sie hob sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn mitten auf den Mund.

Im nächsten Augenblick war sie im Menschengewühl verschwunden.

8

Tag für Tag fand Georg Dollingen einen Brief von Hugo Krille im Briefkasten vor. Einer war wie abgeschrieben vom anderen. Alle schrien, wie die Makate der Geschäftshäuser, von einer nie wiederkehrenden Gelegenheit. Das ewig Wiederkehrende darin war suggestiv wie die Sprüche Coués.

Dollingen las sie längst nicht mehr. Aber den letzten hatte er sich merken müssen, da er zur Abwechslung etwas Positives wußte: bei einer Hochzeit in einem Arkadia-Hotel wurde für den Nachmittag ein Klavierspieler gebraucht, und Dollingen war vorgemerkt. Der Himmel möchte wissen, woher Krille all diese Tips hatte, wie er sie gern nannte. Gleichviel, der Verdienst war mitzunehmen.

Der Brief hatte ein bedenkliches Postskriptum gehabt: „Ich rechne heute bestimmt auf dich. Heute ist der letzte Termin. Sei nicht dumm: es ist nicht mehr Risiko dabei, als wenn du in Karlsruh oder auf der Aous sehest. Es sind Tausende zu verdienen — und wir machen Rippe. Wenn du mich heute im Stich läßt, bin ich für dich nicht mehr zu haben —“. Das sah wie eine Drohung aus, war aber für Dollingen eher ein Versprechen.

Als er die Rolle mit seinem Willen-Entwurf im Postamt abgegeben hatte, war es noch viel zu früh, um im Arkadia-Hotel, das da irgendwo am Alexanderplatz war, zu erscheinen. Er konnte gut eine Weile Johanna Reichert ablauern, die ja versprochen hatte — „mit dem großen Ehrenwort“ — das Paket bis drei Uhr abzuholen. Ja, er wollte sie überlisten, überraschen, überfallen. Sie würde errötend lachen und wunderschön sein... und ein Blick in ihre stahlklaren Augen würde ihm Kraft geben und Glauben dazu.

Er ging vom Postamt schnellen Schrittes bis zur Kirche, machte kehrt, um nun langsamer zurückzugehen, den Eingang zur Post im Auge behaltend. Um diese frühe Nachmittagsstunde waren nicht allzu viele Passanten, aber sie war nicht darunter.

Kurz vor drei kam ein elegantes rotlackiertes Auto die Lindenstraße herauf und hielt vor dem Postamt.

Eine junge, elegant gekleidete Dame entstieg ihm und eilte in das Gebäude.

Sie hatte Johannas Buchs und auch ihren federnen Gang. Aber ein Vergleich mit der kurzen Rehfelljackete und dem weinroten Straßenkleid der Unbekannten und der bescheidenen Kleidung seines Mädels aus Tegelort machte ihn lachen: er sah wohl schon Helenen in jedem Weibe? Dennoch harrete er aus, bis sie mit einem Paket zurückkam, aber das tief ins Gesicht gedrückte Hütchen gestattete nicht einmal die Möglichkeit, festzustellen, daß die kleine Johanna viel schöner war als diese vornehme junge Dame, die da in ihrem Privatauto angekommen war.

Er gab es auf, ging zum Dönhofsplatz und fuhr in einem Autobus bis zu dem Platz mit der dicken Verolina. Da er das Hotel nicht vor Beginn der Hochzeit betreten wollte, ging er in die Konditorei an der Ecke und bestellte einen Kaffee.

Aus Langeweile griff er zu den Zeitschriften eines Lesezirkels. Er überflog die Witze und Bilder. Landschaften. Jodels mit dicken Vorbeerkränzen um die dünnen Leiber. Krieger, die von Herren im Zylinder begrüßt wurden. Sowjetgrößen, die Truppenparaden abnahmen. Damen aus Hollywood, kaum angezogen, in gestellter Ahnungslosigkeit und scharfsinigen Gesichtchen. Eine Wohnkolonie in Stuttgart mit flachen Orientbächern. Dann Sportbilder voller wilder Bewegungen. Männer, die den letzten Atemzug beim Sprung hergaben. Wettrennen. Fußballamazonen. Eine amerikanische Baseballeierin. Eine Ruderregatta. Die Siegerin im französischen 24-Stunden-Rennen für Damen. Eine Taucherin. —

Plötzlich fiel die Zeitschrift auf den Tisch, als wäre sie mit einem Male zu schwer für seine Hände geworden.

Betäubt sah er auf zwei Bilder: eine junge Dame im Sportdreh auf einem Motorrad — dieselbe Dame im Tenniskostüm beim „weißen Sport“ und beide Male war es Johanna Reichert. Aber darunter stand deutlich: Jutta Reinhausen, die Tochter des bekannten Sammlers, beim Sport.

Eine Doppelgängerin? Eine Weiße kammerte er sich an diesen Ausweg. Es war lächerlich, albern und frevelhaft. Nur sie konnte so lächeln. Nur sie hatte solche Augen.

Jutta Reinhausen . . . Johanna Reichert . . .

Das mußte ein Traum sein. Er würde gleich erwachen und sich auf dem alten Sofa augenreißend erheben und lächeln . . . Aber er wachte. Dort saßen die lachenden und schlürfenden Menschen. Da war das Büfett mit der dicken Brünette, die feierlich wie eine Sommerkönigin thronte. Da war draußen der Platz mit den durcheinander brodelnden Menschen vor der langgestreckten Fassade des Warenhauses. Es gab kein gnädiges Erwachen.

„Johanna Reichert“, sagte er leise, als könne der Name noch alles beschwören und wieder gut machen. Aber die Buchstaben dort redeten lauter. Sie überschrien ihn mit ihrem „Jutta Reinhausen, die Tochter des bekannten Sammlers, beim Sport“.

Eine erbitterte Traurigkeit überkam ihn. Nun wußte er schon: eine reiche junge Dame hatte mit ihm gespielt, wie man mit einem Neufundländer spielt — aus dem Snobismus gefangener Stunden heraus, aus übermütiger Laune, wer konnte wissen, weshalb.

Alles war nun klar: ihre ungewöhnliche Bildung, ihr Sportverständnis, ihre sichere, beherrschte Haltung. In schmerzvoller Klarheit sah er Szene für Szene ihres Zusammenseins sich entrollen. Er fühlte sich betrogen und gedemütigt.

Sonderbarerweise — er empfand selbst den Widerspruch — fränkte ihn weniger dies Verschweigen ihrer Umgebung, ihres wahren Seins, als dies Vertauschen des Namens. Das geschah hier ringsum wohl alltäglicherweise, daß man seinen Namen verbarg, bis man einander genauer kannte. Aber was sollte man dazu sagen, daß auch sie es tat?

Nun hatte er die ganze Zeit im Wachen und Träumen an Johanna gedacht — und plötzlich sollte er sich

auf eine Jutta umstellen. „Umstellen“ — wie oft war dies Wort in den letzten Jahren als Forderung zu ihm gekommen! „Sie müssen sich eben umstellen . . .“ Wie seine über das Reich wie Spreu verwehten Landsleute aus dem Baltikum hatten es zu hören bekommen. Aber er hatte sich nicht umgestellt, er hätte es in seiner Schwerfälligkeit gar nicht gekonnt. Und er würde es auch jetzt nicht vermögen.

Die Kränkung sah im Blut und verbreitete sich wie ein bössartiges Geschwür. Und, je mehr er sich klarmachte, daß dieser Namenstausch das Unwesentliche war, desto eifriger verbiß sich sein Gefühl darin, daß hier, gerade hier der Schwerpunkt lag.

Johanna und Jutta — eine Welt lag dazwischen. Es war nur gut, daß er kein Lyriker war, der sie mit jener heiligen Johanna verglichen hätte, die ins Feuer gehen mußte! Johanna im Sportdreh — nein, das ging wahrhaftig nicht. Also: Jutta . . .

Es war, als löste sie sich damit von ihm. Er hatte eine Johanna geliebt. Was ging ihn eine Jutta an?

In dieser letzten schlaflosen und doch so glücklichen Nacht hatte nur ein Gedanke gelebt: die kleine, süße Johanna mit seinem Leben zu verbinden. Er hätte sie dem Schicksal abgerungen — an Jutta Reinhausen zu denken, war Wahnsinn.

Es war nur gut, daß die Zeit zum Aufbruch drängte. Seine übernommene Pflicht mußte er tun. Die kleinen Bürgersleute da drüben sollten nicht um ihre Hochzeitsmusik kommen, weil eine Johanna plötzlich eine fremde Jutta geworden war.

Der Kellner, dem er zahlte, sah in sein blaßes, zerschürtes Gesicht. „Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr?“

„Es wird schon vorübergehen“, sagte Dollinger leise. Und er wiederholte, während er den Tag überquerte, ein paarmal gedankenlos: „Es wird schon vorübergehen . . .“

Aber er wußte, daß das nur seine Lippen sprachen und nicht sein Herz: es würde nie vorübergehen . . . nie . . . (Fortsetzung folgt.)

Die Kenner.

Von Otto Sattler.

Zwei schwer beladene Kamele zogen durch die Wüste und lagerten an einer Oase. Das eine trug wertvolle Kunstschätze, das andere Nahrungsmittel.

„Welch wundervolles Bild!“ sagte das Lasttier, das die Verpflegungslast trug, und zeigte auf den Wasserpiegel, in dem sich der blaue Himmel und das farbenfahle Blättergewirr der Bäume malten.

„Was verstehst denn du davon!“ antwortete das Kamel, auf dessen Rücken die Kunstgegenstände verpackt waren. „Du hast ja nicht die geringsten Beziehungen zur Kunst.“

Aber du!“ sagte der Herr, der die Kunstgegenstände erworben hatte. „Du bist sachverständig, weil du dazu bestimmt wurdest, das zu schleppen, was ich mit Bedacht erwählt habe.“

Und er gab Befehl, daß die Lasten getauscht würden. „Der Herr ist doch kein Kunstkenner“, murmelte der Knecht, als er die Arbeit vollendet hatte, „denn sonst würde er sich nicht um den Streit zweier — Kamele kümmern.“

Der Hänfling.

Ein Hänfling hatte in der Gesellschaft eines Kanarienvogels, der seinem Käfig entflohen war, einiges von dem lieblichen Gesang dieses edlen Sängers gelernt und versuchte nun, es dem Meister gleich zu tun.

„Hörst mich,“ sagte er, „bin ich nicht ein Künstler?“ Aber man hörte das Falsche und Angelernte seines Gesanges deutlich heraus und ließ ihn allein.

„Reichliches Volk!“ murmelte der Hänfling. „Weil mein Lied viel edler und melodienreicher ist als das ihre, verjagen sie die Anerkennung.“

Ein Sperling, der in der Nähe saß, flog zu dem Hänfling hin. „Guter Freund, ich bewundere dich! Dein Lied hat mir ausnehmend gefallen. Bitte, singe es noch einmal, damit ich mich daran erfreue!“

Der Hänfling reckte sich und begann sein Lied. Unterdessen fraß ihm der Sperling die Samen weg, die der Hänfling zu verzehren vorhatte, und flog davon.

„Es gibt keine wahren Kunstfreunde und auch keine echten Kenner mehr,“ seufzte der eitle Hänfling.

Als Schiffsjunge auf der Bark „Elli“.

Von Joachim Ringelnatz.*)

Die Besatzung der „Elli“ bestand insgesamt aus fünfzehn Mann. Da war also erstens Kapitän Bommer, von dessen Tracht nur ein tneibarer Rinaldo-Hut sowie zwei elegante, purpurrote Samtpantoffeln hervorzuhoben sind. Der Steuermann Karstens war erst kürzlich von der Pavenburger Steuermannsschule gekommen. Er hatte früher wohl einmal ein Gymnasium gestreift und liebte es, mit gebildeten Broden um sich zu werfen. Er schielte, wie der Kapitän, im hinteren Schiff, wo sich auch die Kammer für den Bootsmann befand.

Zu dem Personal gehörte erstens der Koch, ein ehemaliger Matrose von etwa 20 bis 23 Jahren. Er stammte, wie er mir bei Gelegenheit etwas verschämt erklärte, aus Sachsen. In dem Bestreben, seinen Heimbisdialekt möglichst zu verleugnen, hatte er sich ein höchst lächerliches Gemisch von Platt und Hochdeutsch angewöhnt. Seine Küche, ein Raum von etwa 3 Quadratmeter, bildete die eine Hälfte eines kleinen, hölzernen Häuschens, das in der Mitte des Schiffes auf Deck stand. Die andere Hälfte diente als Schlafkammer und Wohnung für den Koch und mich. Es befanden sich zwei Kojen darin, die übereinander lagen. Die obere, vorteilhaftere, hatte sich der Koch eingeräumt. Mir wurde die untere zugewiesen.

Born im Matrosenraum, oder wie die Seeleute sagen, im Logis, wohnte vorläufig auch der Bootsmann, der seinem Range nach die vermittelnde Stufe zwischen Kapitän oder Steuermann und der Mannschaft repräsentierte. Im gleichen Range mit ihm stand der Segelmacher, der auch bei den Matrosen „born“ logierte. Das war ein alter Norweger, der bereits 50 Jahre zur See gefahren war und alle Länder der Welt verschiedene Male gesehen hatte. Gleich den übrigen Matrosen war er kein großer Freund der Arbeit, aber was er tat, das verrichtete er mit großer Sorgfalt und mit der kaltblütigen Ruhe und Geschicklichkeit, die alten, erfahrenen Seeleuten eigen ist. Das hatte, unfreundliche Leben, das hinter ihm lag, hatte ihn so griesgrämig gemacht, daß er uns allen höchst unangenehm war. Wenn er lachte, war man nie sicher, ob es Grimm oder Humor war, und mit dem gleichen Lächeln, mit dem er irgend einen heißen Witz losließ, warf er jemandem einen Gegenstand, den er gerade in der Hand hielt, an den Kopf. Außerdem soll er mörderlich. Er sprach fertig Norwegisch, Englisch, Deutsch und in betrunkenem Zustand ein aus diesen drei Sprachen aufgemischtes Ragout.

Unter den Matrosen besaß die meiste Achtung Jahn, weil er sehr stark war, seine Arbeit gut verstand und der Robeste war. Ich glaube, er stammte aus einer Fischerfamilie, so daß ihm das schwere Seeleben etwas ganz Natürliches war. Sein trostloser Witz und treffender Spott machten ihn unter den Kollegen gleichzeitig beliebt und gefürchtet. Gustav hieß ein großer, starker Ostpreuße aus der Tilsiter Gegend. Er hatte ein Paar riesenhafte Hände, arbeitete für drei und leistete Erstaunliches im Schlafen. Während unserer Überfahrt auf der „Thérèse et Mario“ hatte er fast ununterbrochen geschlafen. Bei seiner ungeheuren Kraft war er doch glücklicherweise sehr gutmütig, und selbst, wenn er sich den Anschein gab, über etwas wütend zu sein, leuchtete ein gutmütiges Lächeln aus seinen runden Schweinsäuglein.

Dann schloßen vorn noch Willy, ein mit dem Kapitän verwandter Ostfrieser, Matrose Paul und Hermann Klein, der arme Leichnam mit dem Mädchengesicht.

In Le Havre kam noch ein kleiner, dicker Franzose von etwa 15 Jahren an Bord, der gleich mir zur See wollte und als Schiffsjunge auf der „Elli“ angemustert wurde. Er war aus guter Familie. Seine Mutter brachte ihn selbst an Bord. Ich hatte mich mit dem jungen Mann sehr schnell angefreundet. Er teilte mit mir einen großen Kapistuchen, den er von seiner Mutter mitbekam. Er mochte ihr wohl von unserer Freundschaft erzählt haben, denn die Dame drückte mir, als sie ihn einmal besuchte, freundlich die Hand und sagte, sie wünsche, daß ich ihrem Sohn ein guter Freund bleiben möchte, was ich verstand und worauf ich meinen französischen Kenntnissen durch ein sehr lautes „Oui, Monsieur“ Luft machte.

Der Kapitän bestimmte mich zunächst zum Kajütensteward. Als solchem fiel mir die Aufgabe zu, die Kajüte und die anstehenden Kammern in Ordnung zu halten, das Essen aus der Kambüse zu holen und alle mäßigen Dienste zu verrichten, die für das Achterschiff in Betracht kamen.

Napoleon, wie der Franzose von unseren Matrosen getauft war, wurde Decksjunge, das heißt, sein Wirkungskreis

war das vordere und mittlere Deck und das Logis. Im letzteren hatte er die Badschacht für die Matrosen zu besorgen, Essen zu holen, Geschirr aufzuwaschen, auszufegen und so weiter.

Die Kojen, die mir zugewiesen, war so klein, daß ich nur mit eingezogenen Beinen schlafen konnte. Jede Nacht saß bekam ich Beinkrämpfe.

Ich mußte morgens den Kapitän wecken, seine Kammer aufräumen und den Kajütensteward decken, an dem auch der Bootsmann und der Steuermann hängen. Un glaublich schien es mir anfangs, daß die Mannschaft Margarine statt Butter erhielt. Ich half mir heimlich mit Kapitänsbutter über diese Klippe und konnte mich überhaupt nicht über das Essen beklagen.

Meine Aufgabe war es auch, den Tisch abzuräumen, Geschirr aufzuwaschen, Gläser zu putzen, Staub zu wischen; kurz gesagt, ich war für die Kajütenbewohner das Mädchen für alles. Ich gab mir Mühe, fleißig zu sein, machte aber doch vieles verkehrt und bekam das dann auch ziemlich deutlich zu hören. Es fiel mir sehr schwer, mich an die Demütigung zu gewöhnen, die ein Schiffsjunge erdulden muß. Obgleich ich mir sagen durfte, daß ich in meiner Allgemeinbildung hoch über den andern stand, mußte ich doch als Achtehntjähriger mich von allen anderen dösen und schimpfen lassen, während ich den Kapitän sowie den Boots- und Steuermann mit „Sie“ anreden mußte. Der Steuermann gefiel mir. Er priemte, spuckte und lachte viel und riet mir davon ab, Seemann zu werden.

Eines Tages rief ich große Bestürzung dadurch hervor, daß ich in der ehrlichsten Absicht den großen Kompaß, welcher unterm Kajütensteward in der sogenannten kardanischen Aufhängung angebracht war, aus den Angeln hob und in die Kajüte trug, um ihn dort mit Puckstein und Öl zu bearbeiten. Der Kapitän traf mich dabei, geriet in furchtbare Wut und schimpfte, ob ich verrückt sei, weil ich ein so empfindliches Instrument wie eine Seekiste herumzuschleppen. Ich erhielt vom Bootsmann noch Ohrfeigen für die unerhörte Tat, und die ganze Besatzung hatte für ein paar Tage zu lachen.

Wir lagen nun schon über eine Woche in Le Havre und waren inzwischen auf dem deutschen Konsulat feierlichst angemustert, das heißt, wir hatten einen Schiffskontrakt unterschrieben, der uns für die Reise nach Zentralamerika und zurück nach Europa an Bord verpflichtete.

Ich hatte mich herzlich mit dem kleinen Franzosen angefreundet. Er beklagte sich oft darüber, wie schlecht er es im Logis vorn habe und beneidete mich um meinen Kajütenposten.

Am 18. April endlich, frühmorgens, verließ die „Elli“ Le Havre und stach in See. Sie führte als Ballast Steine mit sich, die in Amerika zu Straßenbauzwecken verkauft werden sollten.

Ich mußte zum erstenmal in den Wanten hoch ins Segelwerk klettern, um ein Segel loszubinden, und tat das mit stolzer Lust, obgleich es sehr anstrengend war.

Die schönen Stiefel.

Historische Skizze von Max Grube.

„Sacredieu, was bringst Du da für ein Paar schöner Stiefel?“ fragte der Nationalgardist Colas, der als Posten vor dem wegen Überfüllung der Conciergerie zum Gefängnis eingerichteten Palais du Luxembourg stand, den Schuster Mathurin.

„Die sind für den Deutschen, den Grafen Schlabrendorf.“ „Für Schlabrendorf, willst Du sagen, Gevatter, Grafen gibt's nicht mehr. Übrigens ein verrücktes Huhn, dieser Aristokrat. Man weiß nie: Macht er Spaß oder Ernst? — Wirklich schöne Stiefel. Wögen ein gut Stück Geld kosten.“

„20 000 Franken. Ich arbeite noch immer billig.“

„20 000 Franken! Und das nennst Du billig?“

„Das weißt du doch so gut wie ich. Wer weiß, ob ich dafür was Eßbares aufreiben kann. Morgen sind diese verfluchten Assignaten vielleicht nur noch die Hälfte wert.“

„Diese verdammten Aristokraten haben noch immer Geld. Nun sag' mir bloß, wozu braucht so ein Schuft und Vaterlandsverräter neue Stiefel? Morgen hat er vielleicht keinen Kopf mehr. Da kann er auf den schönsten Stiefeln nicht herumlaufen.“

„Vielleicht möchte er morgen anständig auf dem Grèveplatz erscheinen.“

„Und ich muß mit meinen zerrissenen Schuhen durch den Dreck marschieren. Das nennen sie Freiheit und Gleichheit. — Na, ich lass' Dich durch. Sei nur geistig und verlange mehr!“

„Das ist ein guter Gedanke. Der Kunde kommt doch nie wieder. Lebwohl, Gevatter.“

Der Nationalgardist setzte seinen Pfeifenstummel wieder in Brand und blies ein paar mächtige Wolken des abetreibenden Krautes in die Luft. Er war sehr nachdenklich geworden. Die

*) Mit besonderer Genehmigung des Verlags Ernst Rowohlt, Berlin, dem Buch „Mein Leben bis zum Kriege“ von Joachim Ringelnatz im Auszug entnommen.

Stiefel wollten ihm nicht aus dem Sinn. Und die noch immer bestehende Ungleichheit unter den Menschen. So ein Aristokrat hatte noch 20 000 Franken und wohl noch mehr, und ein Verurteilter der Freiheit bekam nur 18 Sous täglich. Solch eine Ungerechtigkeit! —

Als am anderen Morgen die Wache abgelöst wurde, trug der Bürgerkrieger Solas ein Paar schöner Stiefel in seinem Tornister. Er hatte sich besonders dienstfertig gezeigt und in der Nacht auf eigene Faust noch eine Runde durch die Schlafsäle gemacht. —

Der Kommissar des Revolutionstribunals war erschienen und verlas die Namen der Verurteilten. „Nummer 18! Wo ist der namens Schlabrendorf?“

„Hier“ erklang eine Stimme aus dem Hintergrunde, eine sehr ruhige Stimme, man war gegen den Tod recht gleichgültig geworden. Gleich. Ich suche nur meine Stiefel. Ich kann doch nicht ohne Stiefel. . . Zum Donnerwetter, wo sind sie denn?“

„Ich werde Ihnen suchen helfen“, sagte der dicke Bürger Tigre, der trotz seines gefährlichen Namens eigentlich ein recht gutherziger Kerlmeister war.

„So helfst ihm doch.“ Ichrie der Kommissar ungeduldig den übrigen Gefangenen zu. Ein allgemeines Suchen begann, erwies sich aber als ganz ergebnislos. „Dann gehst du eben ohne Stiefel mit, ich habe nicht länger Zeit.“

„Herr Kommissar, ich bitte Sie. . . In diesen halberstehenden Schlappen und bei diesem abscheulichen Regen muß ich mir ja den schönsten Schnupfen holen.“

„Dann laßst du um so besser in den Sad niesen.“

Das war das landläufige grausame Scherzwort dafür, daß der abgeschlagene Kopf von einem Sad aufgefangen wurde. Der Beamte lachte herzlich über seinen Wit.

„Hören Sie einmal, Herr — Verzeihung — Bürger, Kommissar! Glauben Sie, daß es der Würde des Ortes entspricht, wenn jemand in diesem Aufzug erscheint? Alle die anderen Herrschaften haben die feinste Toilette gemacht. Eine mehr als mangelhafte muß unbedingt auffallen. Es könnte einen kleinen Aufstand erregen.“

Der Kommissar rühte etwas verlegen die rote Nase nach dem anderen Ohr zu.

„Der Sache wäre abzuweichen“, mischte sich Bürger Tigre in das Gespräch, „ich weiß einen Laden, wo es noch fertige Stiefel gibt. Man könnte einige Paare zur Auswahl kommen lassen. Rue du temple, die Nummer weiß ich nicht, rechter Seite.“

„Das ist ja über eine Meile entfernt! Ich komme ohnehin zu spät.“

„Namentlich die Damen“, begann der Graf wieder, „die Damen, die sich stets zu diesem anregenden Theater drängen, dürften sich sehr beleidigt fühlen. — Vester Kommissar, da fällt mir ein Gedanke ein, der uns aus aller Verlegenheit reißt. Nehmen Sie mich morgen mit! Wenn die anderen Herrschaften etwas zusammenrücken, finde ich wohl noch Platz auf Ihrem Wagen. Fortlaufen kann ich Ihnen nicht, und auf eine lumpige Person mehr oder weniger kommt's doch nicht an. Es ist ja freilich nicht sehr angenehm für mich vierundzwanzig Stunden warten zu müssen. Aber ich bin Ihnen gern gefällig.“

„In drei Teufels Namen, meinetswegen! Damit ich nur endlich fortkomme. Also au' morgen! Vorwärts marsch. Ihr anderen! Und etwas rasch!“

Der nächste Tag war der zehnte Brumaire, Primidi, also Deladewechsel, was wohl zur Folge hatte, daß ein anderer Kommissar erschien, ein langer, tüchtig aussehender Mensch, dem sein Amt mehr Vergnügen zu bereiten schien als seinem Vorgänger. Mit sichtlichem Behagen verlas er die Namen der Todesopfer.

Der des Grafen befand sich nicht darunter. Schlabrendorf wunderte sich, fühlte sich aber nicht verpflichtet, auf das Versehen aufmerksam zu machen.

So ging es auch am nächsten Morgen. —

„Da hab' ich eine komische Geschichte mit dem deutschen Gefangenen“, sagte Bürger Tigre zu seiner Frau, während er seine Suppe löffelte. „Sein Kopf sollte schon vor vierzehn Tagen unter's Nationalratsmesser, und er hat ihn noch immer auf den Schultern. Ob sie ihn am Ende vergessen haben?“

„Im allgemeinen herrscht doch Ordnung bei uns, wenigstens beim Köpfen. Was geht das übrigens dich an?“

„Was mich das angeht, meine gute Jeanette? Meinst du nicht, daß ich das melden sollte?“

„So dumm wirst du doch nicht sein! Damit sie dich noch in die Geschichte reinziehen? Dann fragen sie, warum du's nicht gleich angezeigt hast. Miß' dich da nicht hinein! Sie werden ihn schon holen.“

Sie holten ihn aber nicht.

Das hatte einen sehr einfachen Grund.

Bei dem sehr starken Betrieb um Dr. Guillotins menschenfreundliche Maschine nahm man sich nie die Zeit nachzuzählen, ob die Listen stimmten oder nicht. Der letzte Fall war auch noch nicht vorgekommen.

Bürger Samson, der Scharfrichter, hatte im Eifer des Gefechts nicht darauf geachtet, daß er nur 17 Köpfe statt 18 sauber abgetrennt hatte.

Die Liste war ordnungsgemäß an das Tribunal abgeliefert worden. Schlabrendorf stand darauf. Der Aristokrat war also erledigt, hatte keinen Kopf mehr und lag in einer Kaskade. —

Wochen und Monate vergingen. Das interessante Schauspiel, in dem Bürger Samson die Hauptrolle spielte, wurde zu alltäglich. Es verlor den Reiz der Neuheit. Wenn den Franzosen etwas langweilig ist, so geht es bald damit zu Ende.

Aber da geriet noch ein Kopf unter das Messer, dessen Fall doch großen Beifall fand. Das war der Kopf des Bürgers Robespierres.

Nun kamen alle noch lebenden Todesopfer frei.

Graf Schlabrendorf ist erst am 27. August 1824, 74 Jahre alt, sanft in seinem Bett eingeschlafen.

Das Unbedingte.

Von Ernst Zacharias.

Gestern hatte ich mich mit meinen drei Kindern im Walde verspätet. Wir waren in einem Gasthose eingelehrt, und als wir endlich den Heimweg antraten, war der Weg zwischen den Kiefern kaum zu erkennen. Die fünfjährige Brigitte ging an der rechten Hand, der vierjährige Martin an der linken, und der sechsjährige Ernst trippelte hinter mir her.

„Es ist schon sehr finster!“ bemerkte die geschwätige Brigitte weise und faßte meine Hand fester.

„Du hast wohl Angst?“ klang es spöttisch hinter mir. „Nah, ich habe keine Angst! Nicht wahr, Vater, ich habe keine Angst?“

Ich beeilte mich natürlich meinem Ältesten seine Furchtlosigkeit zu bestätigen. Darauf brummte er zufrieden vor sich hin.

„Ich habe auch keine Angst!“ tönte es von der linken Seite. Diese Äußerung des Kleinsten kam zwangsläufig als Echo des „großen“ Bruders, der nächstens in die Schule gehen sollte.

Inzwischen hatte mein Töchterchen Zeit gefunden, eine Antwort für Ernst auszubedenken. Sie kam so recht aus ihrem kleinen Herzen heraus:

„Vater ist ja bei uns, da hab' ich keine Angst!“

„Nicht wahr, Vater, du findest den Weg auch im Dunkeln?“

„Vater findet den Weg schon im Dunkeln!“ echote es von links.

In diesem Augenblicke überflutete mich eine warme Welle. Aus den Worten meiner Kleinen fühlte ich vollkommen eindeutig ein unbegrenztes, unbedingtes Vertrauen. Ich war ihr Führer, der den rechten Weg wußte; ich war ihr Beschützer, der sie vor allen Gefahren bewahrte. Und dieses Gefühl des vollkommen Unbedingten, das mir entgegenströmte, erfüllte mich mit einer tiefen, reinen Freude; zugleich aber auch mit einer Kraft, die mir jede mögliche Gefahr gering erscheinen ließ. Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt hätte ich gegebenenfalls meine Kleinen verteidigt! Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und ging etwas seitwärts in den Wald, wo kein Weg und Steg zu sehen war. Wortlos, ohne den geringsten Zweifel, trippelte die kleine Gesellschaft mir nach durch einen Graben und dichtes Unterholz. Sie waren ja so sicher in ihrem Unbedingten.

Als wir ein wenig später in der hellen Elektrischen saßen, sagte die kleine Brigitte in Erinnerung an den finsternen Wald: „Vater kennt jeden Weg.“ Und Martin echote den schönen Satz.

Wir Großen, wie sind wir arm an dem Unbedingten. Wie sind wir reich am Zweifel, am Mißtrauen. Und mit jedem Tage gewöhnen wir uns mehr daran und freuen uns, wenn der Zweifel berechtigt war. Aber diese Freude macht uns nicht stark; sie zehrt an uns, macht uns unruhig und gebiert den neuen, nagenden Zweifel. Ist es aber nicht so, daß wir tief im Innern eine heisse, unausslöschliche Sehnsucht nach dem Unbedingten haben; die Sehnsucht nach einem unbedingten Vertrauen, Glauben und Hingeben; nach Ausruhen in dieser Unbedingtheit?

Unbedingtes erweckt Unbedingtes. Sollen wir bei uns anfangen? Sind wir dessen nicht mehr fähig? Sind wir zu groß oder zu klug dazu? Das waren die Fragen, die sich mir nach jenem kleinen Erlebnis im Walde aufdrängten.

Ja, wir Großen sind arm!

Notizen.

Die Schwäche eines Mannes ist seine Schwäche. Die Schwäche einer Frau ist ihre Stärke.

Unseren Wert bestimmt am letzten Tag nicht, was wir genommen, sondern was wir gegeben haben.

Maß des Lebens: was einer einsetzt, ist er wert.